

György Konrád

Heimkehr

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1281 der Bibliothek Suhrkamp

Ein halbes Jahrhundert ist seit Kriegsende vergangen, und György Konrád (geboren 1933), erinnert sich eines Stücks Kindheit, der Zeit, als er elf Jahre alt war. Da verließen der Junge und seine Schwester Eva zusammen mit der Tante das Haus in Budapest, über dessen Toreinfahrt der Judenstern nun verschwunden war. Sie machten sich auf den Weg zu dem entfernten Ort, wo sie zu Hause waren, ins Haus der Eltern. Die Reise »dauerte eine Woche lang, ich reiste nicht, ich fuhr nach Hause, das war nicht mehr die Flucht, das war die Heimkehr. Die Suche nach dem verlorenen Paradies.«

György Konrád  
Heimkehr

Aus dem Ungarischen von  
Hans-Henning Paetzke

Suhrkamp Verlag

Originaltitel: *Hazatérés*

Erste Auflage 2018

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1995

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24186-8.

# Heimkehr



Am 18. Januar 1945 vormittags gegen zehn trat ich aus dem Haus in der Pozsonyi út 49. Zwei sowjetische Soldaten in zerrissenen Wattejacken standen auf dem Bürgersteig, sie waren ein bißchen verschmutzt, die Müdigkeit machte sie eher gleichgültig als herzlich, ließ sie mit den Augen zwinkern. Die Leute redeten sie an, sie verstanden nichts, nickten nur. Es war ihnen anzusehen, daß wir sie nicht sonderlich interessierten. Schnee, Sonnenschein, umgestürzte Barrikaden.

Nachts hatten wir vom Fenster aus zugesehen, wie ein Panzer darüber hinweggefahren war, und dann noch einer. Mehrere Wochen hatte der Bau gedauert. Die deutschen Soldaten, die mit leichten Maschinengewehren dahinter Stellung bezogen hatten, flüchteten in den Park. In jener Nacht schliefen wir nicht im großen Zimmer, sondern in der Diele, die auf den Hof hinausging. So lagen wir Geschwisterkinder zu fünft, nachdem wir im Schein der Stalinorgeln an der Straßenecke einige Kriegsszenen aus der Wochenschau hatten sehen können, diesmal in der Totale. Um vier Uhr im Morgengrauen, mit ge-



geschlossenen Augen, überantworteten wir uns dem Zustand der Befreiung.

Zumindest wir waren befreit. Eigentlich waren es alle, denn es wurde nicht mehr geschossen, bombardiert, man konnte aus dem Keller hervorkommen. Ob Hitler hier im Haus sei, fragten die beiden russischen Soldaten. Daß Hitler bei uns wohnen sollte, in der Budapester Pozsonyi út bei den unter schweizerischem Schutz stehenden Juden, davon war uns nichts bekannt. Dann begriff ich, statt von Deutschen sprachen sie von Hitler, statt von ungarischen Pfeilkreuzlern sprachen sie von Szálasi.

Ziemlich einfache Jungen waren das, sie hielten den Lauf der Maschinenpistole umklammert, stiegen mit der Taschenlampe in der Hand in den Luftschutzkeller hinunter, leuchteten jeden Winkel aus, traktierten die Leute mit dem Lauf der Maschinenpistole, bedeuteten ihnen aufzustehen. Es fanden sich Deserteure in Zivil, sie waren noch nicht in Gefangenschaft gebracht worden. Im Keller gab es jemanden, der slowakisch sprach und die Russen ein bißchen verstand. Er avancierte sogleich zum Dolmetscher, und als die Russen nebenan in den Luftschutzkeller einstiegen, wozu sie sich mittels Spitzhacke einen

Durchgang verschafft hatten, ließ er sozusagen als frischgebackener ziviler Kommandeur die in Decken gehüllten Menschen seine Anordnungen vernehmen, dann rannte er hinter den Russen her. Es gab Juden, merkte ich, die sich wie jene Kinder in der Schule benahmten, die nach dem Pausenklingeln um das Lehrerpult herum-schwirren und bemüht sind, sich ein bißchen einzuschmeicheln.

Die Soldaten brachen im Erdgeschoß in eine Drogerie ein und tranken eine große Flasche Kölnischwasser leer. Ihnen auf den Fersen strömten auch wir hinein, Zivilisten, Ortsansässige, Juden und Christen gemischt. Manch einer hatte klugerweise seinen Rucksack mitgebracht und kam vollbepackt wieder heraus. Ich klaute nur eine Mundharmonika, die ich später gegen eine Tüte Würfelzucker eintauschte.

Daß wir Juden waren, interessierte die Russen nicht sonderlich. Wenn ihnen jemand sagte, daß er Jude sei, und so auf ihre Freundlichkeit spekulierte, hatte er nicht viel Erfolg. Doch wir Kinder kamen ganz gut mit ihnen zurecht. Wir gewöhnten uns daran, daß sie im Keller nach Hitler suchten.

Der Begriff Bündel ist von der Befreiung nicht

zu trennen, mit einem Bündel kamen und gingen die Menschen. Vielerorts Flammen, Salvenfeuer, auf dem Erdboden Menschen und Pferde. Von den herumliegenden Menschen schnitten die am Leben gebliebenen keine Fleischstücke heraus, wohl aber von den hingestreckten Pferden.

Jemand, der bei Stalingrad in Gefangenschaft geraten war und zu den fünf Prozent Überlebenden gehörte und heute als Taxichauffeur durch die Stadt fährt, erklärt dir: »Kamerad, es ging nicht anders, wir haben uns gegenseitig aufgegessen. Weißt du, wie lange es Gesetze gibt, Kamerad? Solange die Lage nicht derart ist, daß du darauf wartest, wer wohl als nächster alle viere von sich streckt. Entweder du oder ich. Dann doch lieber du. Kriegsverbrecher gibts nicht, Kamerad. Jeder glaubte, seinem Vaterland zu dienen. Als ich nach Hause kam, wurde mir klar, daß es am besten sei, Taxichauffeur zu werden. Ich kenne die Stadt und die Menschen. Es ist Sache des Fahrgasts, wohin er fahren will, ich bringe ihn hin.«

Von Buda her schlug manchmal das Maschinengewehrfeuer der Deutschen in der Straße ein. An die Wand gepreßt, stand ich im Toreingang.

Ich mochte damals die Passagen. So richtig frei verließ ich jetzt zum ersten Mal das Haus, und mit der Unmündigkeit, dies und das nicht tun zu dürfen, war es nun auch vorbei.

## 2.

Vorige Woche noch war Nene gekommen. Sie brachte kleine ovale Aluminiummünzen mit Marienbildchen mit, wir sollten sie an unserer Halskette tragen. Zum Katholizismus sollten wir übertreten. Wenn wir bereit dazu wären, würde sie uns in ein Kloster bringen, wo man bekehrte jüdische Kinder beschützt und versteckt.

Im Gästezimmer eines Ordenshauses las ich später einen Zeitschriftenartikel über die Verdienste von Justinián Serédi beim Schutz der Juden. Während des Zweiten Weltkriegs war er Kardinal-Fürstbischof. Er bat den Reichsverweser, die getauften Juden nicht außer Landes zu deportieren. Mit den anderen, den nicht getauften, möge man auch jenseits der Landesgrenzen menschlich verfahren.

Wir wollten uns lieber nicht taufen lassen, sagten wir zu Nene. Wir Kinder machten untereinander ab, an der Parkecke in fünf verschiedenen

Richtungen auseinanderzulaufen, wenn sie uns in Massen aus dem Haus jagen sollten, was höchstwahrscheinlich dazu führen würde, daß sie uns in die Donau schießen. Von uns fünf hätten vielleicht sogar drei eine echte Chance zu verschwinden, selbst wenn sie hinter uns herschossen. Die Mehrheit der Wachsoldaten würde die paar hundert aus dem Haus getriebenen Juden nicht sich selbst überlassen.

Um ein Haar hätte sich am nächsten Tag eine Möglichkeit ergeben, unsere strategischen Überlegungen auszuprobieren. Im Morgenrauen drangen vier bis fünf Pfeilkreuzler und Gendarmen ins Zimmer ein, brüllten herum, wir sollten uns anziehen und sämtliche Wertsachen abgeben, alle Waffen, auch die Küchenmesser. Unten vor dem Haus sollten wir uns aufstellen. Langsam zog ich mir die Strümpfe an. Auch einen Rabbi hatten sie mitgebracht; der riet uns leutselig zu gehorchen, das sei das klügste, was wir tun könnten, und wir sollten getrost alle Wertsachen abliefern. Er zählte alles einzeln auf; Halsketten, Andenken und Trauringe nicht zu vergessen.

Unten an der Hausecke vor dem Park standen wir, und schon sahen wir uns fragend an, als

zwei Männer kamen; der eine ein Gendarmieoffizier, der andere in einer deutschen Offiziersuniform. Auch sie schrien, aber nicht mit uns, sondern mit den Pfeilkreuzlern. Sie befahlen uns, zurück ins Haus zu gehen. Vielleicht waren es verkleidete Kommunisten. Angeblich waren es zwei jüdische Schauspieler, der bessere spielte diese Rolle schlechter, der schlechtere besser. Wieder saßen wir oben im Zimmer, ratlos, den Wintermantel über die Schultern gelegt.

### 3.

Ich hielt es für eine vielsagende Botschaft, daß wir außer Lebensgefahr waren. Jetzt, am 18. Januar, würde mich niemand mehr einfach nur so zum Donauufer treiben, wo ich an dem rosa Eckstein stehenbleiben müßte, um mich durch Genickschuß in die Donau schießen zu lassen. Das war nun unwahrscheinlich.

In der Nacht der Befreiung sangen wir die Internationale. Eine hochgewachsene blonde Eurythmistin hatte sie uns beigebracht. Sie war Kommunistin und sagte, auch wir sollten Kommunisten werden, weil die Kommunisten verboten gewesen seien, alle anderen Parteien aber

hätten irgendwie mit der Regierung kollaboriert. Allein dadurch, daß sie legal gewesen seien und sich an bestimmte Vorschriften gehalten hätten. Später war Tante Magda entmutigt, und 1949 versuchte sie, über die Grenze zu flüchten, in denselben Skischuhen, in denen sie während der Belagerung überwintert hatte. An der Grenze wurden Warnschüsse auf sie abgegeben, von einer Kugel getroffen, starb sie im Krankenhaus. Tatsache ist, sagte Tante Magda, daß die Russen früher hier eingetroffen sind, und nicht die Engländer. Lernt russisch, Kinder, ihr werdet's wahrscheinlich lange brauchen.

An den Häuserwänden kyrillische Losungen und Stalins Bild. Auf der Straße die erste Tageszeitung: Szabadság (Freiheit). Mir gefiel der Zeitungsname.

Wir verabschiedeten uns von den Zurückbleibenden, von den Zimmer- und Kellerbewohnern, mit einem Rucksack auf dem Rücken, das in eine Decke gewickelte Federbett fest an uns gepreßt, die schwereren Habseligkeiten auf einem Schlitten hinter uns herziehend, passierten wir endgültig die Toreinfahrt des Hauses Nummer 49 in der Pozsonyi út und machten uns auf den Weg zur Szép utca 5, um wieder in Tante Zsófis und

Onkel Gyulas eigene Wohnung zu ziehen. Sollte das Haus noch stehen. Sollte es tatsächlich zutreffen, daß die sowjetischen Soldaten auch die Innenstadt schon besetzt hatten.

Wir traten aus dem geschützten Haus, dessen Neutralität uns zwar gerettet, doch nicht genügt hatte, um die andere Hälfte der Bewohner am Leben zu erhalten. Sie waren erschossen worden; zwischen den weißen verschneiten Eisschollen zermalmt und versenkt, hatte sie die Donau aus der Stadt getragen. Auf Schutz waren wir nicht mehr angewiesen, ohne den gelben Stern traten wir zum Tor hinaus, von dessen oberer Türfüllung der gelbe Pappstern abgenommen worden war. Dort, in der Schneewehe vor dem Haus, da lag er.

Der festgetretene Schnee auf dem Asphalt war eisglatt. Wir zerrten den Schlitten, der Wind stöberte den Pulverschnee auf, es war sehr kalt, unsere Handschuhe hatten wir längst schon verloren, unsere Finger waren bläulich rot. Nach Hause gingen wir, dorthin, wo wir noch nie gewesen waren.

An brennenden Häusern zogen wir vorbei, der Abend senkte sich herab, durch die schwarzen Fenster hindurch malten schwächer werdende



Flammen die Zimmerdecken rostbraun, von denen die an einem Eisenhaken aufgehängten Bronzelampen noch nicht herabgefallen waren. Wir betrachteten ein halbiertes Haus, wie es mit seinen entblößten Innereien vor uns stand, denn seine Fassade war durch eine Sprengbombe zerissen worden und in Trümmern abgestürzt. Die Badewanne hing schräg, doch das Waschbecken war noch an seinem Platz. Ein Stück weiter im Eßzimmer eine massive Mahagonikredenz mit Kupferbeschlägen. Wie ein Reliefbild in einem Modejournal für Wohnungseinrichtungen. Schamlosigkeit und boshafter Humor der Zerstörung.

Müde, doch auflebende Menschen schleppten ihre Siebensachen durch die Gegend. Nach Hause gingen sie, suchten ihre Angehörigen, sie gingen, einfach nur um zu gehen. Vielleicht würde sogar irgendwo Brot gebacken. Die Bettbündel lösten sich auf, verzweifelt umarmten wir das Federbett.

Gern hätte ich mir Tante Zsófis Lob verdient, einmal hatte sie mich ihren kleinen Kavalier, ihre kleine Stütze genannt. Das war neben István, Pali und ihrem Sohn Peter eine sehr beachtliche Auszeichnung. Fast ließ sie vergessen, daß

sie mich einmal ihren kleinen Hypokriten genannt hatte. Wegen irgendeiner Schmeichelei; in meiner natürlichen Begeisterung hatte ich ihr über das Maß der Objektivität hinaus den Hof gemacht, was sie, leicht verlegen, von sich wies: mein kleiner Hypokrit! Das Wort verstand ich nicht, doch auch heute noch empfinde ich jenen dunklen Schmerz, der mich damals überkam, als ich die Bedeutung des Wortes erfuhr. Also meinte sie, ich hätte sie nur aus Eigennutz, aus egoistischen Beweggründen gelobt. Sah sie nicht, daß ich sie für vollkommen hielt? Jener Anflug von Kühle, die für ihre kokette Ironie bezeichnend war, fand sich auch jetzt in ihrem neugierigen Blick, wie ich mit dem beängstigend in Auflösung begriffenen Bündel zurechtkommen würde. Ich stand meinen Mann, ließ meinen Abgott, das Federbett, nicht los.

#### 4.

Wir kamen an der Ecke Szép utca, Reáltanoda utca an, wo wir im Hochparterre eines alten, dunkelgrauen, eleganten Mietshauses klingelten, da aber ein Klingeln nicht zu hören war, klopfen wir an der Wohnungstür von Tante

Zsófi und deren Mann, Onkel Gyula. Dr. Gyula Zádor, Nerven- und Irrenarzt, dieses emaillierte weiße Schild befand sich nicht mehr an der Tür. Auf dem Hof ein Marmorzierbrunnen, vom Krug der Nymphe mit dem großen Hintern hing ein Eiszapfen herab. Das Haus existierte noch, doch der Schlüssel paßte nicht ins Schloß, es war ausgetauscht worden.

In der Dunkelheit des langen Korridors breitete sich um eine Kerzenflamme ein kleiner Lichtkreis aus, und als sich das Fenster in der Korridortür öffnete, sah uns eine grauhaarige Frau an, keineswegs freundlich. Dort standen wir im Karree um Tante Zsófi herum, die damals dreißig Jahre alt gewesen sein mochte. Fünf Kinder waren wir, ich zähle sie noch einmal auf: meine Vettern aus Berettyóújfalu, István (11 Jahre), Pali (8 Jahre), Tante Zsófis Sohn Peter (9 Jahre), meine Schwester Eva (14 Jahre) und ich, der ich damals ebenfalls elf Jahre alt war. Tante Zsófi hatte einen hellen Pelzmantel an, das schwarze Haar steckte unter einem silbrig glänzenden sandfarbenen Seidenkopftuch. Wir waren neugierig und entschlossen, diesen Platz zurückzuerobern. »Zádor ist mein Name, ich bin die Mieterin dieser Wohnung.«

»Dravida ist mein Name, ich bin die Mieterin dieser Wohnung. Nebenbei bemerkt, wir sind Flüchtlinge aus Siebenbürgen, die Wohnung ist uns offiziell zugewiesen worden durch einen abgestempelten Beschluß der Stadtverwaltung.«

»Frau Dravida, was die Gesetzlichkeit Ihres abgestempelten Beschlusses angeht, habe ich einige Zweifel«, so Tante Zsófi.

»Ich hoffe, Frau Zádor, daß Sie nicht unsere Gutgläubigkeit anzweifeln wollen und auch nicht unsere patriotische Pflicht, die höhere Gewalt, die in den abgestempelten Beschlüssen steckt, die über uns schwebende Denkungsart der jeweiligen Obrigkeit und des sich darin verkörpernden tausendjährigen Staats demutsvoll hinzunehmen«, sagte Frau Dravida.

»Dann, Frau Dravida, könnten Sie uns vielleicht hereinlassen.«

»Ich sage nicht, die gewünschte, formulieren wir lieber so, die besorgt und mit Anstand verfolgte Entwicklung der öffentlichen Zustände hat es mit sich gebracht, Frau Zádor, daß ich Ihnen, die Sie das Unterscheidungsmerkmal eigenmächtig vom Mantel entfernt haben, darauf vertrauend, daß es mit der Unterscheidung ein Ende hat, jetzt Einlaß gewähre, also werde auch